

Zeitschrift: Schweizerische Kirchen-Zeitung
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 12 (1843)
Heft: 49

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

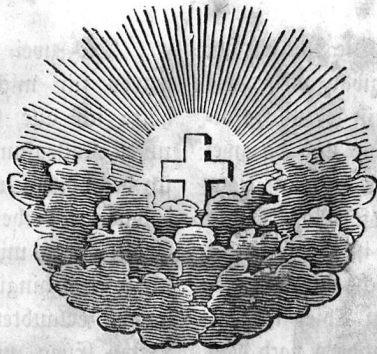
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem

katholischen Vereine.

Der Glaube anerkennt keine Grenzen und kann keine anerkennen; erobernd von Natur und aus Pflicht kann er nur da stehen bleiben, wo Gott ihm Grenzen setzt; was die Menschen ihm anstreiten, muß er entreißen, was sie ihm verweigern, erobern; er ist wesentlich die Universalmonarchie, weil er sich als die göttliche Monarchie betrachten muß. Lamartine (Staat, Kirche u. Unterricht).

Abschiedsschreiben des ehrwürdigen Missionärs P. Anastas Hartmann.

Rom, den 12. November 1843.

Innigst geliebter Vater!

Thuerste Geschwister, Verwandte und Freunde!

Gepriesen sei Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, und der Gott alles Trostes, der aus unermesslicher Erbar-
mung mich Unwürdigsten unter Allen zum Apostelamte berief und mir die Gnade schenkte, unter den Heiden die unerforsch-
lichen Reichthümer Christi zu verkünden. Den Jubel und Dank auszudrücken, finde ich keine Worte. Wornach ich Jahre lang mit banger Hoffnung mich sehnte, das habe ich nun erreicht. Meine Abreise in die Mission nach Agra in Indien ist auf den 22. dieses Monats festgesetzt. Zwei sehr tüchtige Mitarbeiter werden mich begleiten. Die Reise geht über Neapel, Malta, Alexandrien, Aegypten, das rothe Meer (so merkwürdig durch den Durchzug der Kinder Israels trocknen Fußes), dann über das bengalische Meer bis nach Bombai. Von Bombai bis nach Agra geht die Reise zu Land und dauert ungefähr einen Monat.

Ueber die Mission selbst kann ich natürlich noch keine nähern Aufschlüsse geben. Dieses werde ich thun, wenn ich einmal an Ort und Stelle bin. Für diesmal nur so viel, als ich aus dem Munde Sr. bischöfl. Gnaden Pezzoni, Kapuziner aus der Lombardei, weiß. Dieser exemplarische und lebenswürdige Prälat war 35 Jahre in der Mission, wo ich jetzt hingehe, kehrte letztes Jahr wegen Gesundheitsumständen

in unser Kloster zu Rom zurück, und ertheilte mir nebst den zwei andern Missionären Unterricht in der indostanischen Sprache, welche er vollkommen versteht.

Wir Patres Kapuziner haben in Indien (eigentlich Indostan) 18 Hospizien, theils besetzt, theils unbesetzt. Der Hauptort der Mission ist Agra, wo immer ein apostolischer Vikar, der zugleich Bischof ist, sich befindet. Unser ganze Missionsbezirk steht unter der Botmäßigkeit der Engländer. Der Kultus ist frei, überall kann man ungehindert das Evangelium verkünden. Religionen sind unter den Eingebornen die heidnische, muhamedanische und christliche. Jedoch ist die christliche wenig ausgebreitet. Es sind übrigens dort sehr viele Engländer, theils Katholiken, theils Protestanten. Nothwendige Sprachen für den Missionär sind die englische und die indostanische. Letztere ist aus der ursprünglichen Landessprache, der persischen und arabischen, zusammengesetzt. Die Heiden in Indostan bekennen sich zur brahmanischen Religion und sind in sogenannte Kasten eingetheilt. Sowohl die brahmanische Religion als die Kasten legen dem Evangelium unbeschreiblich viele Hindernisse in den Weg. Wie schwierig es sei, Muhamedaner zu bekehren, ist aller Welt bekannt, so daß, menschlicher Weise zu reden, für reichhaltigen Segen des heil. Glaubenslichtes wenig Hoffnung bleibt, obschon der Missionär nicht nur nicht verfolgt, sondern sogar von Heiden und Muhamedanern geachtet ist. Indessen wird jetzt alle Aufmerksamkeit auf diese wichtige Mission gelegt und der gegenwärtige apostolische Vikar von Agra kommt künftiges Jahr nach Rom, um sich theils mit der Propaganda mündlich darüber zu besprechen, theils noch

andere Mitarbeiter mit sich dorthin zu führen. Die Mission hat auch ihre großen Unannehmlichkeiten, und zwar mehr als jede andere unserm Orden zustehende. Denn in jedem Hospizium ist nur ein Missionär, ja einer muß hie und da zwei Hospizien versehen. Die Hospizien stehen vier bis fünf Tagereisen von einander entfernt, so daß man oft Monate und Jahre lang keinen Mitbruder sieht. Das Land ist überfüllt mit Ungeziefer und schädlichen Thieren, namentlich mit der giftigen Viper-Schlange, weil die Indianer kein Thier tödten, aus dem Wahne, die Seele des Menschen wandere nach dem Tode in ein Thier. Aus dem nämlichen Grunde essen sie kein Fleisch. Andere Unannehmlichkeiten, die die Landessttte u. s. w. mit sich bringt und die für einen Europäer höchst lästig und widrig sind, verschweige ich hier. — Alles dieses möchte einem Missionär den Muth und die Lust für Indien nehmen, menschlich davon zu reden. Ich muß Euch aber versichern, daß mir und meinen zwei Mitgefährten gerade das Gegentheil widerfährt. So oft der hochwürdige und liebenswürdige Bischof Pezzoni uns über Indien oder eigentlich über Indostan unterhält und wir dergleichen Sachen hören, fühlen wir in uns einen Muth, der nur von Oben kommen kann, es lodert in uns ein Feuer, das alle Glieder erwärmt und das die Sehnsucht nach Indostan unwiderstehlich macht. Ich zweifle keineswegs, daß dieses ein Zeichen des göttlichen Rufes ist.

Ihr seid gewiß begierig zu wissen, warum ich nicht nach China gesendet werde, da ich doch früher geschrieben, man habe mich dorthin bestimmt. Ich kann nichts anderes sagen, als daß ein Todfall dieser Mission ein Ende machte. Es war steter und unabänderlicher Wille unsers leider zu frühzeitig verstorbenen Obern, mir eine neue Mission anzuweisen. Dessen legte er es in meine freien Hände, die Mission zu wählen. Ich lehnte aber jedesmal diesen Antrag standhaft ab, indem ich in einer so wichtigen Sache durchaus nicht das Mindeste aus mir thun wollte. Endlich meinem steten Wunsche, unter die Heiden zu gehen, zu entsprechen, bestimmte er mich nach China, und bezeichnete zugleich die zwei Mitgehülften. Alles sollte nun sogleich mit der Propaganda in Ordnung gebracht und das Studium der chinesischen Sprache begonnen werden. Aber auf einmal nahmen seine kränklichen Umstände einen ernsten und traurigen Charakter an; in wenigen Tagen war er zum größten Herzenleide des Kollegiums eine Leiche. Der neue Ordensobere (denn der Ordensgeneral, der Gründer und Vater des Kollegiums, war sechs Wochen früher gestorben), welcher nun die Leitung der Missionen über sich genommen, war nicht für eine neue Mission geneigt, um so weniger, da die schon bestehenden kaum mit der nöthigen Anzahl von Arbeitern könne versehen werden. Nirgends war die Hülfe nothwendiger, als in Indostan. So geschah es denn, daß ich in diese Mission berufen wurde.

Die zwei Jahre, welche ich hier zu Rom verlebte, waren für mich Jahre der Gnade und des Segens, auch hatte ich alle Gelegenheit, auf die Missionäre, welche in unser Kollegium kamen, heilsam einzuwirken. Etets genoß ich des vollen Zutrauens und der Achtung der Obern und einer besondern Liebe und Anhänglichkeit der Missionäre. Großer Trost waren mir namentlich die heiligen Orte in Rom, wo ich so oft hinging, als die überhäuften Geschäfte es nur immer erlaubten. Jedesmal gedachte ich an diesen heiligen Orten Euer, meiner lieben Provinz, aller Freunde, Wohlthäter und die namentlich um mein Gebet an diesen heiligen Stätten anhielten. Heute hatte ich aber wohl den größten Freudentag, den ich in meinem Leben nie vergessen werde. Es war nämlich die Seligsprechung der großen Dienerin Gottes Maria Franziska von den fünf Wunden unsers Herrn Jesu Christi, Jungfrau aus dem Königreiche Neapel, Terzianerin des heil. Petrus von Alcantara. Ich hatte kräftigen Antheil an der Fürbitte derselben an diesem Tage ihrer Verherrlichung. Denn seit einiger Zeit war meine Gesundheit ziemlich gesunken, und seit acht Tagen mußte ich fast immer das Bett hüten, so daß Einige anfiengen zu zweifeln, ob ich auf den bestimmten Tag werde abreisen können. Man hatte alle Furcht und Sorge für mich. Die Arzneien hatten nie weniger die gehoffte Wirkung als diesmal; ich genas äußerlich, fühlte aber innerlich, daß die Sache wenig vorwärts gehe und vieles fürchten lasse. Ich sehnte mich nur auf den Tag dieser Seligsprechung, denn ich empfand ein überaus großes Zutrauen zu dieser Dienerin Gottes im Augenblicke meiner Abreise u. s. w. Heute Morgens befand ich mich sehr übel, verheimlichte aber alles, weil ich ohnedies fürchtete, man werde mich, besonders wegen der ungünstigen Witterung und des weiten Weges, nicht nach dem Vatikan gehen lassen. Ich ergriff den passendsten Augenblick um die nothwendige Erlaubniß, und kam ganz ermattet und abgeschwächt in St. Peter an. Der hochw. Kaplan der Schweizergarde, bei dem ich zuerst ankehrte, gab mir gütigst und für meine Gesundheit in Bangigkeit, eine Karte auf die Tribüne, wo ich nicht nur die ganze Feierlichkeit vollkommen sehen, sondern sitzen und ungestört meiner Andacht obliegen konnte. Ich fühlte mich immer besser und gestärkter, kehrte nach vollendeter Feierlichkeit muthigen Schrittes 3 Viertelstunden weit in's Kloster zurück und sehe mich nun bereits ganz vollkommen wieder hergestellt, so daß ich wieder in alle Geschäfte eintreten kann. Dafür sei unendlich Gott gedankt! Diese große Dienerin Gottes aber, theils weil ich ihrer Seligsprechung beizuwohnen das Glück hatte, theils wegen des sichtbaren Schutzes, den sie mich im Beginn meiner Abreise fühlen ließ, erwähle ich für meine ganze Lebenszeit zur besondern Beschützerin.

Diese Woche werde ich nebst den zwei Mitgefährten von

Er. Heiligkeit dem Papste, dem allgemeinen Vater der ganzen Christenheit, demüthigt den apostolischen Segen bitten und ihm mit dem Fußkusse meine höchste Ehrfurcht als dem Statthalter Jesu auf Erden bezeugen, und dann mit seinem und meiner Oberrn Segen die wichtige Reise im Namen und Vertrauen Gottes antreten. Euch aber, Vater, Geschwister, Verwandte und Freunde, bitte ich besonders jetzt, im Gebete meiner zu gedenken, auf daß der liebe Gott die lange und gefährliche Reise zu Wasser und zu Land beglücke und das große Unternehmen reichlich segnen wolle, denn nichts ist, der da pflanzt, nichts, der da begießt, sondern einzig Gott, der das Gedeihen giebt.

Wir sehen uns wahrscheinlich in diesem Leben nicht wieder. Zwar vergönnt die Propaganda den Missionären, wegen Krankheit, Alter oder anderweitigen Umständen wieder in das Vaterland zurückzukehren, und manchmal ist es in dergleichen Fällen fast nothwendig, um nicht zu große Kosten zu verursachen, namentlich wenn die Mission ganz von der Propaganda unterstützt werden muß. Indessen war es mein fester und fester Entschluß, dort meine Ruhestätte zu haben, wo ich in Schweiß und Mühseligkeit den Acker des Herrn bearbeitet habe. Seien wir nicht gar zu begierig, einander hienieden wieder zu sehen, noch uns deswegen zu betrüben, daß wir für das ganze Leben so weit getrennt sind; wir sind auf der Erde doch nur Pilger, alles dauert nur kurze Zeit, heiße es Trennung oder Zusammenleben. Wir sollen keine andere Sehnsucht haben, als daß wir uns im Himmel wieder sehen, und vor nichts sollen wir uns so sehr fürchten, als ewig getrennt, und zwar von Gott unserm Vater und den Heiligen, unsern Brüdern und Schwestern getrennt zu sein. Deswegen laßt uns aus allen Kräften nach dem Himmlischen, nach dem Ewigen, nach dem Einen Nothwendigen streben; laßt uns die große Kunst erlernen, welche man die Wissenschaft der Heiligen nennt, und welche Kunst einzig Werth hat in Gottes Augen, die Kunst nämlich, sich in Allem zu heiligen, oder mit andern Worten, so alle Kräfte Leibes und der Seele zu gebrauchen, so alle glücklichen und widrigen Ereignisse des Lebens zu tragen, so alle Geschäfte und Augenblicke zu ordnen, so vor Gott und den Menschen zu wandeln, daß alles nur zur Ehre Gottes, nur zur Wohlfahrt des Mitmenschen und zum Heile unserer Seele gereicht. Diese Kunst verstanden die Heiligen, in dieser suchten sie täglich höhere Fortschritte zu machen, und durch diese sind sie zu jener Höhe der Vollkommenheit und Seligkeit gestiegen. Mag die Welt noch so sehr Künste und Wissenschaften erheben, mag sie noch so sehr jene schätzen und bewundern, die sich darin besonders auszeichnen, und mag Mancher noch so stolz auf andere herabsehen, dem Künste und Wissenschaften fremd sind, so rettet am Ende des Lebens im entschei-

den Augenblicke der Ewigkeit keine Kunst und Wissenschaft, als die Kunst und Wissenschaft der Heiligen. Und was nützt alsdann dem Menschen alles, wenn keine andere Kunst und Wissenschaft ihn rettet, als diese? Denn es handelt sich um eine Ewigkeit! Diese Kunst, sich in Allem zu heiligen, diese Wissenschaft der Heiligen ist für Alle Pflicht, Alle können sie erlernen, Jeder hat Mittel, Zeit und Fähigkeit dazu. Daher wird einst vor Gott Keiner sich entschuldigen können, der sie nicht erlernte und übte. Deswegen seien wir allererst besorgt, die Kräfte Leibes und der Seele so zu gebrauchen, wie es ihre Bestimmung und der Wille Gottes fordert, das heißt dann wahrhaft Gott aus allen Kräften lieben, weil alle Kräfte nach ihrer Bestimmung und nach dem Willen Gottes gebraucht werden. Nie arbeite der Geist oder der Körper, ohne daß wir in Vereinigung mit Gott stehen und dabei wahrhaft uns zu heiligen suchen. Tragen wir alle Ereignisse des Lebens, glückliche und widrige, mit vollkommener Hingebung in Gott; seien wir nie für das zeitliche Glück zu sehr besorgt, noch freuen wir uns zu sehr in demselben, weit weniger legen wir unser Vertrauen darauf. Dem Menschen ist in der That nichts so gefährlich, als großes und allseitiges Glück, er vermag es nicht zu tragen, gewöhnlich muß die Seele dasselbe büßen. Schon Adam im Paradiese ertrug es nicht. Giebt Gott uns zeitliches Glück, so danken wir ihm dafür, und freuen wir uns auch darob, allein haben wir zugleich eine heilige Furcht, um von ihm nicht bethört zu werden und das ewige Glück nicht einzubüßen. Aus diesem Grunde betrüben wir uns nicht besonders im Unglücke, in widrigen Ereignissen, diese sind für unsere gefallene Natur die allerbeste Arznei, und führen Tausende wieder zu Gott, welche das Glück von ihm abtrünnig gemacht hatte. Wären wir mit dem Geiste Christi, mit den Grundsätzen des Evangeliums, mit dem Leben der Heiligen genau bekannt, und wüßten wir die Vortheile zeitlicher Leiden gehörig zu ermessen, so würden wir nicht nur nie ungeduldig werden, sondern uns glücklich preisen und Gott danken für alle Mühseligkeit, für alle widrigen Ereignisse, die nur diese Erde, nicht aber Gott und unser Seelenheil betreffen. In diesem Sinne ist gesagt: Selig die trauern, denn sie werden getröstet werden; selig die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden, denn ihrer ist das Himmelreich. Ach, wie Wenige verstehen diese Sprache! — Ordnen wir endlich alle Geschäfte und Augenblicke dieses Lebens; hüten wir uns, alle oder fast alle Zeit nur auf ein Geschäft, ich will sagen, auf das Zeitliche zu verwenden, gleichsam als hätten wir nicht auch ein Geschäft, das die Ewigkeit betrifft. Das wichtigste Geschäft muß allen andern vorangehen, das Hauptgeschäft, das allen andern Leben und Werth giebt, muß nie ganz unterbrochen, vielweniger auf spätere oder gelegnere Zeit hinausgeschoben

werden. Daher sei das erste Geschäft immer das Ewige, das erste Geschäft bei der Arbeit, das erste Geschäft bei jedem wichtigen Unternehmen, das erste Geschäft bei der Ordnung der Haushaltung, das erste Geschäft bei Erziehung der Kinder. Aber es begleite auch alle Geschäfte, um sie zu heiligen, und sei das letzte Geschäft, auf dem Alles beruht, auf welches Alles abzielt, und welches den Menschen untrennbar mit Gott vereinigt, dem Urquell aller Seligkeit. Die Ordnung der Geschäfte führt die Ordnung der Zeit nothwendig mit sich. Nichts ist so köstlich als die Zeit. Wir haben mit der Zeit nicht zu geuden, denn in jedem Augenblicke kann man den Himmel gewinnen oder verlieren, und in jedem Augenblicke gewinnen wir wirklich für das Ewige oder verlieren. Jeder Tag habe die bestimmte Zeit zum mündlichen Gebete und wo möglich gewöhne man sich an, während der Arbeit öfters das Herz und den Geist zu Gott zu erheben. Die Erhebungen des Herzens zu Gott während der Arbeit sollten wie das Athemholen sein. Nie legen wir uns zur Ruhe, ohne Gott für die Wohlthaten des Tages gedankt und für die begangenen Fehltritte Verzeihung gefleht zu haben. Sonn- und Feiertage seien uns Tage der Erholung des Leibes und der Seele. Lassen wir uns nie vom Beispiele Vieler verführen, die aus den Gott geheiligten Tagen einen halben Werktag machen. Der Körper soll an diesen Tagen ruhen, damit die Seele sich ganz nur mit dem Göttlichen beschäftigen und im Herrn erfreuen könne.

Doch, es ist Zeit, daß ich abbreche, ich käme an kein Ende. Auch bedürft Ihr alles dessen nicht so fast. Ihr seid in Allem bestens unterrichtet und für Euer ewiges Heil besorgt. Indessen ist dies der Augenblick, wo jedes Wort auf Euch nicht nur tiefen, sondern bleibenden Eindruck macht; es ist dies der Augenblick, wo mein Herz mehr als je für Euer ewiges Heil besorgt ist; es ist dies der Augenblick, der für mich der wichtigste in meinem Leben ist, und es mir jetzt mehr als je geziemt, aus der Fülle des Herzens zu Euch zu reden. Noch mehr aber werde ich für Euch beten, auf daß Gott Euch fortwährend erleuchte und alles lehre, was zur Wohlfahrt Eurer Seele gereicht, Euch auch zu allem Guten kräftige. Nur dieses empfehle ich noch zur guten Leht: Traget stets eine ganz besondere Andacht zu Jesus im heiligsten Altarsakramente und zur allerseeligsten unbefleckten Jungfrau und Mutter Gottes Maria.

Pater Anastas schließt sein erbauliches Schreiben mit Grüßen an mehrere Freunde und Bekannte geistlichen und weltlichen Standes, und mit der Empfehlung in das Gebet.

Die Reorganisation der Lehranstalt in Luzern und die Berufung der Gesellschaft Jesu.

Nachdem wir in zwei Nummern das sehr weitläufige Gutachten der Minorität des Erziehungsrathes über diesen Gegenstand in möglichster Kürze beleuchtet haben, glauben wir das diesfällige Gutachten der Majorität vollständig mittheilen zu sollen, weil es nicht so umfangreich und mit solcher Bündigkeit abgefaßt ist, daß es sich dem Leser schon dadurch und nicht minder durch seine ruhige Haltung empfiehlt; es hält sich an die betreffenden Akten, von denen wir erst später einige folgen lassen können.

Nach kurzer Einleitung über die Auftrags gemäß eingezogenen Erkundigungen sagt das Gutachten:

Als Ergebnisse dieser Erkundigungen stellen sich dem unbefangenen Forscher folgende heraus.

Durch das Zeugniß dreier republikanischer Regierungen, derjenigen von Schwyz, Freiburg und Wallis, wovon die letztere nichts weniger als den Jesuiten befreundet war, geht hervor, daß in dem Erziehungssystem und in dem Wirken der Jesuiten nichts einer freien Staatsverfassung Feindseliges oder Nachtheiliges zu finden sei: daß aus den Schulen der Jesuiten eben so bewährte Anhänger demokratischer Grundsätze und Einrichtungen treten, als aus andern Schulen, welche im Rufe der Freisinnigkeit stehen. Die Jesuiten schärfen ihren Schülern die Treue gegen das Vaterland, gegen die Staatsverfassung, gegen die Geseze und Obrigkeit als eine Gewissenspflicht ein und bilden so aus ihnen gute Bürger, gewissenhafte Vorsteher, mögen dann die Einrichtungen ihres Landes monarchischer oder republikanischer Natur sein. Es dürften daher wohl alle die mit mehr oder weniger Zuversicht ausgesprochenen Bedenklichkeiten, als wären die Jesuiten den Staatsgrundsätzen des Luzernervolkes gefährlich, und als ob deren Einführung sogar mit dem auf die Staatsverfassung geleisteten Eide unverträglich wäre, als gewagte Vorurtheile dahin fallen.

Durch das Zeugniß der gleichen Regierungen von Schwyz, Freiburg und Wallis ist dargethan, daß die Jesuiten sich in das Politische nicht einmischen. Sie lehren zwar wohl in ihren Schulen Welt- und Vaterlandsgeschichte, sie lehren Natur-, Völker- und Staatsrecht, sie bringen in allen diesen Fächern der studirenden Jugend religiöse, sittliche, gerechte Lehren bei. Allein sie sind weit entfernt davon, die Behörden oder Magistrate lenken, ihre Verfügungen bestimmen oder tadeln, in politischen Vorfällen ihre Meinungen geltend machen zu wollen. Die vielen Vorwürfe, welche man auch in dieser Beziehung den Jesuiten gemacht hat, sind nach den vorliegenden Zeugnissen als freventliche Urtheile zu betrachten. Es verdient als ein edler, wahrhaft christlicher Zug beachtet zu werden, daß die Jesuiten, obwohl Verdächtigungen, Verläumdungen und Lasterungen

gegen sie an der Tagesordnung sind, immerfort duldend schweigen, sich in ihrem pflichtgemäßen Wirken dadurch nicht irre machen lassen, um Lob und Tadel der Welt sich nicht bekümmern. Wie viel höher stehen sie, als diejenigen, welche sich gleichsam ein eigenes Geschäft daraus machen, sie zu verkleinern, ihnen allerlei schlechte Absichten und Zwecke unterzuschieben, sie zu Intriguanten herabzuwürdigen, Alles unter dem Vorwande des Eifers für vaterländische Interessen!

Man hat den Jesuiten vorgeworfen, sie stehen mit der Weltgeistlichkeit überall in Mißverhältnissen. Der Grund eines solchen Vorwurfes läßt sich zwar nicht einsehen, da Jesuiten und Weltgeistliche am gleichen Werke Gottes und seiner Kirche arbeiten, ja einander vielfältig zu unterstützen im Falle sind. Allein schlagend widerlegt befindet sich dieser Vorwurf durch Zeugnisse von allen Bischöfen, welche darüber eingefragt worden sind, am schlagendsten durch das Zeugniß desjenigen von Freiburg, wo man gerade die größte Gespanntheit zwischen den Jesuiten und der Weltgeistlichkeit finden wollte, während ein einstimmiges öffentliches Zeugniß der Lektoren für das Gegentheil vorliegt.

Aus den eingezogenen Erkundigungen geht ferner hervor, daß von den 250 Mitgliedern des Jesuitenordens, welche die oberteutsche Provinz zählt, die Mehrzahl Schweizer, viele Deutsche, nur wenige Franzosen sind. Die Besorgnisse also, daß die Erziehung durch die Jesuiten der Jugend einen fremdartigen Charakter einprägen, oder ihre Nationalanlage nicht berücksichtigen würde, erscheint als unbegründet. Es ist leicht einzusehen, daß die Wiederherstellung eines Jesuitenkollegiums in der teutschen Schweiz nicht wenig zur Aufnahme von Schweizern und Deutschen in den Orden aufmuntern würde, so daß vollends alle Beruhigung für diejenigen eintreten müßte, welche der Nationalität selbst in der Wissenschaft ihre Rechte gewähren wollen. Sagt man ja den Jesuiten gleichsam in Form eines freilich nicht leicht begreiflichen Vorwurfes nach, sie verstehen vorzugsweise die Kunst, talentvolle Jünglinge an sich zu ziehen und für die Zwecke ihres Ordens zu gewinnen. Von dieser Kunst würden sie wohl auch in Luzern zum Gedeihen ihres Kollegiums Gebrauch zu machen nicht unterlassen.

Was das Erziehungssystem und die Wissenschaftlichkeit der Jesuiten betrifft, so ist das erstere etwas Gegebenes. Die sogenannte Ratio studiorum bildet, wie vor Jahrhunderten, so auch heute noch die Grundlage der Erziehung und des Unterrichts der Jesuiten. Von ihr darf man wohl mit Recht behaupten, sie habe sich im Laufe von Jahrhunderten besser bewährt, als die tausendfachen Versuche von allerlei Systemen und Methoden, welche vorzüglich in neuerer Zeit im Erziehungswesen nicht selten auf Kosten des Wohles Einzelner und Tausender gemacht worden sind. Das

Festhalten an einem durch glänzenden Erfolg gerechtfertigten alten Erziehungssystem kann den Jesuiten wohl nur zum Lobe gereichen, vorzüglich in einer Zeit, wo alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens in unaufhörlichem Schwanken begriffen sind. Daß übrigens die Jesuiten auch den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen verstehen, daß sie die Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange und in allen ihren Verzweigungen zu erfassen im Stande seien, beweisen die Lehrpläne, welche sie befolgen, und die Anstalten, welchen sie vorstehen. Man wird beim bloßen Anblicke derselben sich gestehen müssen, daß sie vielgepriesene Lehrpläne und Bildungsanstalten in der Schweiz weit übertreffen. Der zahlreiche Besuch der Lehranstalt in Freiburg aus allen Theilen der Welt, von Eöbnen der um die Wissenschaft verdientesten Männer, wird doch wohl auch als ein nicht völlig gleichgültiges Zeugniß für das Erziehungssystem und die Wissenschaftlichkeit der Jesuiten gelten dürfen.

Mit vollem Rechte setzt jeder katholische Familienvater, setzt ein katholisches Volk den höchsten Werth einer Erziehungs- und Bildungsanstalt darin, daß sie eine sittlich-religiöse, in Gesinnung und Wandel katholische Jugend erziehe und bilde. Denn nur im Bunde mit Sittlichkeit und Religiosität kann die Wissenschaft für die menschliche Gesellschaft, für das Familien- und öffentliche Leben wohlthätig sein. Die eingeholten Erkundigungen, die Zeugnisse der Bischöfe, die Zeugnisse der Freunde und Feinde der Jesuiten setzen außer allen Zweifel, daß dieselben eine ächt-katholische Gesinnung der Jugend einpflanzen, daß sie in ihr einen Feuereifer für die römisch-katholische Religion und Kirche wecken, daß sie, ohne der jugendlichen Gemüthlichkeit und Lebendigkeit zu nahe zu treten, ihr die Nothwendigkeit der Selbstüberwindung — dieser Grundbedingung aller Sittlichkeit — zur Ueberzeugung machen und ihr die von der Kirche Gottes dargebotenen Mittel zur Uebung und Beharrung in dieser Selbstüberwindung bei jedem Anlasse verschaffen. Es findet ein väterliches Verhältniß — sowohl in Liebe als Ernst — zwischen Lehrer und Schülern statt, das Verhältniß eines katholischen Hausvaters zu seinen Kindern. Nur bei einem solchen Verhältnisse ist eine sittlich-religiöse Erziehung und Bildung gedenkbar.

Was das Oekonomische betrifft, so liegen unverwerfliche Zeugnisse da, daß die Jesuiten eine musterhafte Verwaltung führen und namentlich in Freiburg in Stadt und Land den Wohlstand wesentlich befördern, da die große Zahl von Studenten und Zöglingen den Verbrauch in hohem Maße vermehrt und Handwerkern aller Klassen reichlichen Verdienst spendet. Die Berichte aus Oesterreich beurfunden, daß die Besorgnisse, als würden die Jesuiten unter allerlei Vorwänden sich das Vermögen von Privaten zu erwerben, Kapitalien und selbst Liegenschaften zu gewinnen suchen,

unbegründet sind. Oesterreich hat zu Gunsten der Jesuiten seine strengen Amortisationsgesetze etwas gemildert, ihnen den Erwerb von liegendem Vermögen gestattet, aber ihnen untersagt, im Namen der Professoren auf einen Pflichttheil oder auf die Intestaterbfolge der Verwandten derselben Anspruch zu machen oder dasjenige zu erwerben, was unmittelbar einzelnen Professoren zugebacht wird. Es leistet dieses den Beweis, daß die Jesuiten sich hinsichtlich der Erwerbung von Vermögen den Landesgesetzen unterwerfen müssen und nicht über dieselben sich hinwegsetzen können. Durch den Provinzial der oberteutschen Provinz wird für den Unterhalt eines Professors ein Jahresgehalt von 700 Franken gefordert, wobei dann für Laienbrüder nichts zu bezahlen, Kost und Kleidung, Verpflegung in gesunden und kranken Tagen, kurz Alles und Jedes, was zum Lebensbedürfnisse gehört, inbegriffen ist. Es bedarf nur dieser Angabe, um darzuthun, daß der Kanton Luzern für eine Jesuitenanstalt weniger Ausgaben zu machen hätte, als für eine Lehranstalt, wie die gegenwärtige, wo der Jahresgehalt für jeden Professor von wenigstens 1000 Fr. bis auf 1700 Fr. steigt.

Auch die Besorgnisse, daß die Jesuiten den Erziehungsbehörden die Aufsicht und Leitung ihrer Lehranstalten verweigern, wird durch die eingezogenen Erkundigungen widerlegt. Es ist zwar wahr, daß sie ihr durch den Orden vorgeschriebenes, durch Jahrhunderte befolgtes und bewährtes Erziehungssystem weder aufgeben dürfen noch ändern lassen. Allein nach dem Beschlusse des Großen Rathes von Freiburg vom Jahr 1818 mußte die Gesellschaft Jesu einen Plan über die Lehrart und den öffentlichen Unterricht im Collegium entwerfen und dem Staatsrath und Großen Rathe zur Genehmigung vorlegen. In Oesterreich ist vorgeschrieben, daß die Jesuitenschulen das Gleiche und in gleicher Ordnung lehren müssen, was andere vom Staate gegründete öffentliche Lehranstalten, und daß die Lehrbücher den Staatsbehörden zur Einsicht und allfälligen Verwerfung eingereicht werden müssen. Die Lehrbücher an den Jesuitengymnasien sind die gleichen, wie die an andern österreichischen Gymnasien. Die Behörden können sich bei den Prüfungen über die Leistungen der Jesuitenschulen genaue Kenntniß verschaffen, sie können für Verbesserungen ihre Wünsche der Gesellschaft Jesu einreichen, welche, da sie das Erziehen und Unterrichten zum Lebensgeschäfte ihrer Mitglieder macht, wirklich besser geeignet sein dürfte, über deren Zweckmäßigkeit zu urtheilen, als Behörden, deren Mitglieder mit dem öffentlichen Erziehungswesen sich gleichsam nur nebenbei beschäftigen. Die Jesuiten erklären sich bereit, bei der Anstellung von Professoren darauf Bedacht zu nehmen, keinen der Regierung mißbeliebigen aufzudringen. In Oesterreich sind sie zu dieser Rücksichtnahme verpflichtet. Ueberhaupt scheint es Sache der Unterhandlung zu sein, die Art und

das Maß des Einwirkens der Erziehungsbehörden auf die Jesuitenschulen näher zu bestimmen.

Diese Ergebnisse haben wir aus den eingezogenen Erkundigungen für uns herausgefunden. Sie scheinen uns so beruhigend, befriedigend und ermunternd, daß ihnen gegenüber alle Einwendungen, Vorwürfe und Vorurtheile dahinfallen, so daß wir nicht Bedenken tragen dürften, das Gymnasium und Lyceum in Luzern den Jesuiten anzuvertrauen.
(Schluß folgt.)

Rundschreiben des hochw. bischöfl. Commissariats von Luzern.

Luzern, den 2. Dezember 1843.

Zit. In den gegenwärtigen unheilvollen Zeitwirren hat eine ehrenvolle Mehrzahl der Geistlichkeit des Kantons den Beschluß gefaßt, an das glänzende Zeugniß, das der hochwürdigste Bischof zu Gunsten der hiesigen Lehranstalt abgelegt, sich anzuschließen und den hohen großen Rath zu bitten, Hochderselbe möge diese Lehranstalt in ihrem gegenwärtigen Zustande erhalten.

Der hochwürdigste Bischof, nachdem er von diesem Schritte Kenntniß erlangt, hat nun, damit der drohenden Spaltung unter dem Clerus Einhalt gethan werden möge, seine Willensmeinung dahin ausgesprochen, der hochw. Clerus soll in obschwebender Frage weder für noch wider petitioniren, sondern den Entscheid der Sache ganz ruhig und still der betreffenden Behörde überlassen.

Gehorsam ist des Christen und besonders des Priesters höchste Zierde. Ich lebe daher der getrosten Ueberzeugung, der hochw. Clerus werde in der That beweisen, daß er die Stimme seines Oberhirten zu würdigen wisse.

Sig. J. Waldis, bischöfl. Commissar.

So lautet wörtlich das Zirkulare, welches der hochw. Herr Sertar und Stadtpfarrer J. Sigrift im Sertariat Luzern herumsendete, nachdem drei Tage vorher ein anderer Bote, nach seiner Angabe aus Auftrag desselben Herrn Sertars, jedoch ohne Legitimations schreiben oder Unterschrift, eine Petition in obigem Sinne „von einigen Geistlichen des Kapitels Sursee“ herumgetragen hatte, worauf zwar nur ein Geistlicher des Kapitels Sursee unterzeichnet war; aber es wurde bemerkt, daß mehrere solche Exemplare zirkuliren, worauf andere Geistliche unterzeichnet seien.

Befehringen.

Am 15. Oktober wurden in der katholischen Kirche zu Boston in England vier Protestanten aufgenommen. Am Feste Allerheiligen legte zu München ein Protestant in der

Kirche am Bürgersaal, am darauffolgenden Sonntag zwei Protestanten in der Cajetanskirche das katholische Glaubensbekenntniß ab; am 26. Oktober ein Lutheraner in der Pfarrei St. Marcell, im Bisthum Viviers in Frankreich, ein Greis von 74 Jahren zu Paris; letzterer war aus Baden gebürtig.

Kirchliche Nachrichten.

Unterwalden. Am 4. d. beschloßen die in der Pfarrkirche zu Stans sehr zahlreich versammelten „Räth und Landleute“, dem Beschluß des Gr. Rathes von Luzern hinsichtlich der aargauischen Klosterangelegenheit beizutreten. Der Eifer des Volkes war sehr groß; ein etwas mäßigender Antrag wurde mit $\frac{3}{4}$ Stimmen verworfen. Jetzt wird die Geistlichkeit deshalb von der feindlichen Presse verunglimpft. Wahr ist und wir haben schon lange mehrere Beweise bei der Hand, daß die Geistlichkeit an mehreren Orten hierüber sehr nachdrückliche Worte gepredigt und daß ihr Wort gewirkt hat*); wahr ist aber auch, daß sie für eine katholische Sache gesprochen, öffentlichen Raub, Meineid und solche Laster gebrandmarkt hat. Das sollte doch der Geistlichkeit, die hiefür Pflicht hat, nicht zum Unrecht ausgelegt werden; zudem hat sie bewiesen, daß in ihr ein warmes Herz schlägt für das geliebte Vaterland. Sind es aber nicht gerade jene, welche jetzt gegen die Geistlichkeit wegen ihrer Predigten losziehen, die ihr sonst immer zum Vorwurf machen, sie habe keinen vaterländischen Sinn? —

Solothurn. Die Gemeinde Heberswyl, früher zu Megendorf pfärrig, hat durch eigene Opfer eine eigene Pfarrei sich gestiftet. Dennoch behält die Regierung das Kollaturrecht. Entweder sollte es dem Bischof oder der Gemeinde gehören.

Aargau. Auch unter den betrübtesten Ausichten fehlen die ehrwürdigen Frauen der aargauischen Klöster auf den Ruf der Regierung mit Bewilligung ihrer betreffenden Ordensobern wieder in ihre Zellen zurück. Die Regierung giebt sich zwar die Miene, als wolle sie menschlich verfahren, es ist aber zu beforgen, es sei nur eine täuschende Miene, angenommen wegen der obschwebenden Verhältnisse.

— Den ehrw. Frauen dreier Klöster ist von Seite der respektiven Verwalter die Aufforderung zugegangen, auf einen bestimmten Tag sich wieder in ihren Klöstern einzufinden und alles wieder mitzubringen, was sie bei der „Evakuation“ mit sich genommen, es werde eine strenge Controle vorgenommen werden. Die ehrw. Frauen schicken sich jetzt allmählig zur Abreise an, und werden sich im Aargau zusammenfinden, um gemeinsam in ihre resp. Klöster einzuziehen.

*) Wir wollen die Namen der Prediger nicht nennen, da ihnen im Hinblick auf Gott der Welt Lob und Tadel gleichgültig sein wird.

Am 2. d. war der Convent von Hermettschwyl zu Sarnen fast vollständig versammelt, um unter der Leitung ihres geistlichen Obern zur Wahl einer Vorsteherin (statt der verstorbenen) zu schreiten. Die Wahl fiel auf die ehrw. Frau Josepha.

Bern. Behufs Abtragung der durch Ankauf eines Schul- und Pfarrhauses kontrahirten Schuld der katholischen Gemeinde in Bern hat der Regierungsrath einstimmig einen Beitrag von 2600 Fr. gespendet; Ludwig Philipp, König der Franzosen, hat ein Geschenk von 1500 fr. Fr. gemacht und die Regierung von Tessin 200 Fr., diejenige von Freiburg 500 Fr. eingesendet.

Waadt. Die „Zeitung von Lausanne“ enthält eine Petition, welche im Kanton Waadt zirkulirt und schon zahlreiche Unterschriften zählt; es wird darin begehrt: Der Staatsrath soll fernerhin nicht mehr gestatten, daß im Lande neue katholische Kirchen erbaut werden, es wäre denn, daß dieses von waadtländischen Familien begehrt werde und die Noth höchst dringlich sei. So verstehen die waadtländischen Pietisten und Bibelverbreiter die durch die Verfassung gewährleistete Religionsfreiheit.

— Am 26. Nov. konsekrierte der hochw. Bischof die neu-gebaute katholische Kirche zu Rolle mit größter Feierlichkeit, unter großer Theilnahme der Geistlichkeit und des Volkes. Der zum Mittagessen geladene protest. Syndik blieb aus Gewissenhaftigkeit weg. Wir achten solche Entschiedenheit weit mehr, als den Indifferentismus, der sich Toleranz nennt.

Rom. Am 12. Nov. geschah in der St. Peterskirche die feierliche Seligsprechung der Maria Franziska von den fünf Wunden, welche 1715 in Neapel von unangesehenen Aeltern geboren, sich durch ein religiöses Leben ausgezeichnet und in großer Verehrung gestorben ist. Die Kirche war sehr festlich geschmückt, zwei Gemälde stellten die durch sie nach ihrem Tode gewirkten Wunder dar. Der Bruder des Königs von Neapel war bei der Feier zugegen.

— Auf seiner Reise in die Provinz Algier kam der französische Prinz Numale nach Rom, dem hl. Vater seine Verehrung zu bezeigen und eine Fahne von ihm weihen zu lassen. Der Papst machte ihm schöne Geschenke. — Der heil. Vater hat am 26. November den Pater Canisius in versammelter Kongregation würdig erklärt, der Zahl der Heiligen beigefügt zu werden.

Frankreich. Dieses Reich mit seiner unruhigen Gegenwart zeigt, wie weit Kirche und Staat auseinander gerissen werden, wenn die Erziehung, wie bei einer gemischten Ehe, von zwei ganz verschiedenen Seiten her geleitet wird, von der Kirche und von einer Regierung, die einer verkehrten philosophischen Richtung folgt. Je mehr das Volk, und wohl auch der König einsah, daß ihm der Friede nur vom Himmel herab gebracht werden könne, und je mehr der Strom des

innern Lebens vom Unglauben weg der Kirche zu flüchte, um desto sorgfältiger suchten die Vertreter des Unglaubens alle Saat zu vernichten, aus der die alte Religiosität aufsproßen könnte. Der unverhüllte Unglaube hat Frankreich, sein Glück und seinen Frieden auf viele Jahre hin zu Grunde gerichtet, diesen also könnte man nicht mehr wollen; hingegen schien auch das Lehramt einer gedemüthigten Kirche doch auch zu niedrig, und darum wurde ein trauriges Mittel versucht, das jetzt schon in seinen Folgen die innere Nichtswürdigkeit zeigt. Man fand nämlich in Frankreich selber nichts, was hierin hätte aushelfen können, und darum entlehnte man aus Deutschland eine Philosophie, die, halb christlich und halb heidnisch, beide Theile hätte befriedigen sollen. Nicht nur sollten durch diese Philosophie — den Pantheismus — die Menschenkinder mit einander ausgehört, sondern es sollten auch Himmel und Erde, Geschöpfe und Schöpfer mit einander confundirt, sich ganz und gar gleich werden. Die straussische Lehre ist nicht so fast an diese Philosophen hingekommen, als vielmehr der Unglaube, der schon vor ihr da war, auf diesen dürrn Ast sich niedergelassen hat. Die Lehre Voltaire's, die jetzt sogar von den Liberalen verachtet wird, hat, wie bekannt, die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet, und auch der Pantheismus wird keine Rosen tragen, und doch muß er wie mit Teufelsgehalt dem Volke durch die Schulen eingepflanzt werden. Der oberste dieser Saduzäer ist Cousin, einst ein Eklektiker, jetzt ein entschiedener Pantheist, einst ein Bewunderer Robespierre's jetzt ein feuriger Philippist. Auf ihn folgt Michelet, diesem hilft der ehemalige Dichter Quinet, der hinwieder von Libri, einem italienischen Carbonari sekundirt wird. Diese alle mit ihrer tausendfüßigen Sippschaft stehen unter dem Hute des Hrn. Villemain, der, einst in der linken Seite der Kammer, Niemand über sich, wohl aber alle unter sich zu haben glaubt. Alle Lehrer in ganz Frankreich, von der Universität bis auf das unterste Collegium, bis auf die Töchter-Pensionen, werden an dieser Schnur gezogen und außer den Regierungsschulen giebt es kein Heil, denn jeder andere Unterricht ist verboten. Die Kirche hat hiegegen alle möglichen Mittel ergriffen; nun aber alles umsonst war, scheint sie zur letzten Vertheidigungsart zu greifen, indem sie von den Collegien ihre Numoniers, die Geistlichen, die darin den Religionsunterricht ertheilen, zurückzieht, wodurch die Anstalt in eine Art von Interdikt gebracht wird, und die Alternative entsteht: entweder wider uns oder mit uns. Die Bischöfe müssen dieses aus zwei Ursachen thun, einmal weil ihre Stellvertreter in den Schulen nichts ausrichten, da ihnen von den ungläubigen Lehrern überall entgegengearbeitet wird, aber auch, weil sie durch Haltung eines Religionslehrers diese Schulen

indirekt zu billigen schienen, die sie verurtheilt haben und verurtheilen müssen. Inzwischen will das der Regierung, der bisanhin am christlichen Unterrichte nicht viel gelegen schien, doch nicht munden, weil es um den Kredit ihrer Erziehung geschehen wäre: sie hat nun den Bischof von Langres in Anklagezustand versetzt. Es fragt sich, was bei der nächsten Kammer Sitzung geschehen wird, da ein solcher Zwiespalt zwischen Schule und Kirche in die Länge nicht bestehen kann, die Freiheit des Unterrichts aber in der Charte feierlich verheißen ist. Die Bischöfe sind zu sehr in ihrem Rechte, der Zwang, den man ihnen anthut, ist zu grell, als daß sie nicht die Theilnahme der geistreichsten Männer erwecken sollten. Unter diesen sind nennenswerth Cormenin mit seiner beißenden Satyre, Henry v. Bonald mit seiner gründlichen Logik, Lamartine mit seiner geistreichen öffentlichen Erklärung, worin er gänzlicher Trennung zwischen Kirche und Staat vor der gegenwärtigen prinzipienlosen Stellung von Kirche und Staat zu einander den Vorzug giebt, und Montalembert mit seinem unerschrockenen Eifer.

England. Schon in frühern Jahren hat die irländische Geistlichkeit gegen jedwede Befoldung von Seite der Regierung protestirt. Da sich in der letzten Zeit das Gerücht verbreitet, die Regierung wolle eine solche Befoldung dem Parlament beantragen und dadurch die katholische Geistlichkeit an sich fesseln, beschloßen am 15. Nov. 1843 die Bischöfe, gegen jede solchartige Salarirung zu protestiren und ihre Entschließung durch den Druck bekannt zu machen. Die Repealversammlung votirte dafür der Geistlichkeit feierlichen Dank.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen (in Luzern bei Gebrüdern Näber vorrätzig):

Neuestes Adventbuch.

Des heiligen Alphons von Liguori, die Menschwerdung und die Kindheit u. s. Jesu Christi. Ein Gebet- und Betrachtungsbuch für die heil. Adventszeit. Nebst Mess-, Beicht- und Kommuniongebeten. Aus dem Italienischen übersetzt und herausgegeben von M. A. Hugues. Mit einem Stahlstiche. 8. geb. 54 fr.

 Die „Schweizerische Kirchenzeitung“ wird auch im folgenden Jahre 1844 wieder fortgesetzt werden. Das Abonnement beträgt im Kanton Luzern halbjährlich 25, jährlich 50 Bz.; für entferntere Gegenden um dasjenige mehr, was das Porto beträgt. Die verehrl. Abonnenten sind ersucht, sich bei Zeiten an das zunächst gelegene Postamt zu wenden, um keine Unterbrechung erleiden zu müssen.

Wer diese Zeitschrift in Monatsheften zu beziehen wünscht, beliebe sich an Gebr. Näber in Luzern oder an eine solide Buchhandlung in der Schweiz oder im Auslande zu wenden.